

INTERVIEWS

Verschüttete Kultur - Ein Gespräch mit Monika Maron

Monika Maron wurde am 3.6.1941 geboren und wuchs in der DDR auf. Sie studierte Kunstgeschichte und Theaterwissenschaft, arbeitete beim Fernsehen und an einer Schauspielschule, war später als Journalistin tätig. Seit Mitte der siebziger Jahre ist sie freischaffende Schriftstellerin, obwohl sie von der Regierung der DDR von jeglicher Veröffentlichung abgehalten wurde. 1981 veröffentlichte sie im westdeutschen Fischer Verlag ihr erfolgreiches Erstlingswerk, den Roman *Flugasche*. Unter dem Titel *Das Mißverständnis* folgten 1982 vier Erzählungen und ein Stück. Der zweite Roman, *Die Überläuferin*, erschien 1986. Kurz zuvor war 1983 ihr Theaterstück *Ada und Evald* in Wuppertal uraufgeführt worden. Ihr 1988 veröffentlichter Briefwechsel mit dem westdeutschen Autor Joseph von Westphalen brachte weitere ostdeutsche Sanktionen gegen sie mit sich. Im Herbst 1991 publizierte sie ihren vielbeachteten Roman *Stille Zeile Sechs*.

Seit 1988 lebt sie in Hamburg. Sowohl durch ihr literarisches Schaffen als auch durch ihr Eingreifen in die öffentliche Diskussion, unter anderem in führenden deutschen Medienorganen, hat sich Monika Maron einen ganz besonderen Platz im deutschen kulturellen Leben gesichert. Auf Einladung Walter Hinderers verbrachte sie den Herbst 1991 als Writer-in-Residence und Visiting Lecturer an der Princeton University in New Jersey. Das folgende Gespräch mit Monika Maron führte Gerhard Richter, Doktorand an der Princeton University. Das Gespräch fand im November 1991 statt.

Gerhard Richter: In den sechziger Jahren verkündete Hans Magnus Enzensberger den "Tod der Literatur," eine Diagnose, die damals, zumindest in der Bundesrepublik, ernst genommen wurde. Dennoch hat die Literatur überlebt. Heute jedoch scheint kaum jemand mehr an die Literatur zu glauben, ehemalige Literaturwissenschaftler nennen sich nun Medien- oder Kulturtheoretiker, und auch die oft-zitierte literarische Öffentlichkeit scheint großenteils nur mehr statistisch zu existieren, wie auch etwa Brechts lesender Arbeiter. Ist dieses neue Desinteresse an Literatur nur auf die einschneidenden politischen Umwälzungen der jüngsten Zeit zurückzuführen, also auf etwas Vorübergehendes, oder sind wir mal wieder am Tod der Literatur angelangt?

Monika Maron: Ich glaube, in der ehemaligen DDR hat es nie größeres Interesse an der Literatur gegeben als heute, ein jedoch immer noch gleich kleines. Das Interesse an Literatur war eigentlich ein umgeleitetes Interesse. Die Leute hätten gerne Zeitung lesen wollen, sie wollten über bestimmte Dinge die Wahrheit wissen. Das Interesse an Literatur war kein speziell literarisches, sondern ein politisches. Und da dieses Interesse heute anders befriedigt werden kann, bleibt für die Literatur die kleine Lesergruppe übrig, die sie von Natur aus hat. Enzensberger hat ja mal eine Zahl von Lyriklesern genannt, 1063, oder sowas.

Richter: Glauben Sie, daß dieses, wie auch immer geartete, Literaturverständnis jetzt in den Westen überschwappt?

Maron: Das westdeutsche Literaturverständnis ist einfach ästhetischer, schon lange formbewußter. Überhaupt ist zwischen den beiden Teilen Deutschlands ein enormer Kulturunterschied zu bemerken. Ich habe immer gedacht, daß die Kultur in der DDR verschüttet ist, sogar zerstört, nicht nur in der Kunst sondern auch im öffentlichen Umgang miteinander, in der ästhetischen Auseinandersetzung. In anderen Ländern ist die Kultur nicht so zerstört worden, zum Beispiel in Ungarn, wo eine ästhetische und politische Diskussion stattgefunden hat. Auch die Bürgerrechtsbewegung war fürchterlich naiv, konzeptionslos eigentlich. [Ironisch] "Die Welt sollte nicht so schlecht sein, nicht so gemein." Aber es gab kein Konzept, was dann ja nach '89 auch sofort das Dilemma war. In Ungarn war das anders, weil die Diskussion nie ganz abgerissen war wie in der DDR, von wo die aktivsten Denker seit 1949 weggegangen waren. Und daher werden die beiden Teile Deutschlands, unabhängig von den ökonomischen Voraussetzungen, noch eine Weile verschieden bleiben.

Richter: Nun war es aber doch gerade in der DDR so, daß man eine ausgeprägte Lesekultur hatte, die Literatur erfüllte eine wichtige Aufgabe. Man machte sich auf die Suche nach vergriffenem oder zensiertem Lesematerial und entwickelte so eine ganz andere Beziehung zur Literatur.

Maron: Aber ich glaube eben, daß dies ein vordergründig politisches Interesse war, bei dem die Ästhetik zu kurz kam. Selbst beim Schreiben mußten ja irgendwie diese Defizite ausgeglichen werden. Man fühlte sich gedrängt, bestimmte politische Aspekte in den literarischen Text aufzunehmen. Das hat den Büchern nicht immer gut getan; das merkt man ja auch an sich selbst. Man hat so viel Kraft sinnlos verschlissen, was ich auch in der *Stillen Zeile* beschreibe.

Richter: Während die herkömmliche Literatur in einer tiefen Krise steckt, breitet sich die Kulturdebatte um Moderne und Postmoderne weiter aus. Die eine Seite sieht den augenblicklichen Zustand als weitere Krise der Moderne (und verneint somit implizit die Existenz der Postmoderne), die andere Seite glaubt in der Postmoderne einen radikalen Bruch mit der Moderne zu sehen, in dem die Dezentrierung des Subjekts (wie z.B. bei Joyce) von der Fragmentierung des Subjekts abgelöst worden ist. Selbst Theoretiker der Postmoderne, also deren Advokaten, erkennen an, daß das Phänomen der Postmoderne weniger in der darstellenden Kunst als in der Architektur nachzuvollziehen ist; als Beispiel ist das Bonaventura Hotel in Los Angeles angeführt worden, wo Eingänge quasi nicht existieren, alle räumlichen Koordinaten fehlen und Orientierung somit unmöglich ist, Rolltreppen zu Zeichenketten werden etc. Glauben Sie an die Differenzierung von Moderne und Postmoderne? Gibt es eine Postmoderne in der Literatur?

Maron: [Lacht] Möglicherweise müßten das die Germanisten selbst beantworten. Ich glaube schon, daß es ein postmodernes Lebensgefühl gibt.

Richter: Was wäre denn das für Sie?

Maron: Die Erfahrung, daß sich der Mensch aus all seinen Bindungen in die Freiheit entläßt und dann nicht weiß, was er will, wofür er sie eigentlich haben wollte. Die Männer sagen sich von den Frauen los, die Frauen von den Männern, die Generationen kündigen die Verträge auf, gerade noch interessieren sich Eltern für die Kinder, wobei Frauen oft auch schon gar keine Kinder mehr haben wollen. Man sucht größte Unabhängigkeit, größte Bindungslosigkeit, man zersplittert die Gesellschaft in tausend Facetten. Am Schluß steht man da und fragt sich: Was will ich? Wozu wollte ich diese Freiheiten? Das, glaube ich, ist dieses komische Lebensgefühl. Der Fundamentalismus zum Beispiel ist auch eine Reaktion auf diese große Freiheit, die man dringend haben wollte, aber nun nicht so recht zu nutzen versteht. Und wenn uns unser Mörder gegenübersteht, dann fragen wir ihn auch erst, ob er eine traurige Kindheit hatte. Nichts ist mehr verbindlich an überkommenen Festigkeiten im Leben. Der Mensch steht heute ziemlich allein da und weiß, die Welt ist zu groß für ihn.

Richter: In dieser Orientierungslosigkeit scheinen Erfahrungen gar nicht mehr so sehr ernst genommen zu werden, man lebt in einer Art von permanenter Oberflächlichkeit. Ein Bild flimmert kurz auf und verschwindet.

Maron: Weil's beliebig ist. Wenn dieses neue Fernsehen kommt, *Virtual Reality*, dann wissen wir, wozu wir diese ganze Freiheit wollten. Um da in diesen Fernseher hineinzukriechen.

Richter: Neben der Debatte um Moderne und Postmoderne haben die Methoden und Erkenntnisse der Psychoanalyse Eingang in die Literatur gefunden, auch in die Literaturkritik. Theorien und Fallstudien von Freud bis Lacan werden herangezogen. Auch Sie selbst scheinen von der Psychoanalyse nicht unbeeinflusst. So trägt sich beispielsweise eine Ihrer Protagonistinnen mit dem Gedanken, den Vater umzubringen, eine Art Umschreibung der Ödipustheorie. Wie machen sich psychologische Ansätze in Ihrer Arbeit bemerkbar?

Maron: Das kann ich selbst gar nicht beantworten. Ich weiß, daß ich keine psychologische Theorie beim Schreiben im Kopf habe, sondern nur das, was ich, ganz empirisch, vom Leben verstehe, was die einzige Möglichkeit ist, mich im Leben zurechtzufinden. In meiner Arbeit machen sich psychologische Ansätze höchstens in dem Sinne bemerkbar, daß die Psychologie zum kulturellen Allgemeingut geworden ist. Daß der Mensch auf Mordgedanken kommt, wenn er keinen anderen Ausweg mehr findet, glaube ich, ist ein normales menschliches Phänomen.

Richter: Glauben Sie, daß dieser Trieb über Geschlechtsgrenzen hinausgeht, sich auch nicht geschlechtsspezifisch ausformuliert?

Maron: Es kommt vielleicht auf den Charakter an. Ich sehe meine Figuren eher als Menschen, nicht so sehr als Frauen oder Männer. Und wenn der Vater der ist, von dem die Macht ausgeht, und die auch noch deckungsgleich mit der außerhäuslichen Macht ist, wenn man sich also umstellt fühlt, dann muß man nicht die Mutter killen.

Richter: Wäre die Psychologie hilfreich, das Phänomen des Ausländerhasses, das sich in der Bundesrepublik zur Zeit verstärkt bemerkbar macht, zu erklären? Welche psychokulturellen Faktoren können herangezogen werden, um dieses Phänomen begrifflich zu machen?

Maron: Ich glaube, sie ist das einzige Mittel, das zu erklären. Es bringt wenig, diese Leute in erster Linie als politischen

Feind anzusehen. Auf der einen Seite ist es eine unheimliche Verunsicherung, alle sozialen Bezüge existieren nicht mehr. Diese Jugendlichen kommen aus sozial instabilen Familien, auch aus alten Stasi-Familien, die im Nachhinein an der politischen Vergangenheit der Eltern nichts mehr ausgleichen können. Sie sind gekränkt, Eigenes besitzen sie nicht, und wenn man sie reden hört, dann weiß man, daß sie zu den untersten Intellektuellen, zu den untersten sozialen Schichten gehören. Wenn so eine psychische Verfassung und so eine soziale Vorraussetzung den Menschen derart aggressiv machen, daß er sich den nächstbesten Gegner sucht, von dem er annimmt, daß der noch unter ihm steht, dann hilft es ja nichts zu sagen "Da sind die Nazis." Das wäre ja erst der Fall, wenn sich ein politischer Parasit bemerkbar macht, der die Aggressivität für seine politischen Zwecke einspannen will.

Richter: Ist es eine Angst vor dem Anderen?

Maron: So reflektiert ist das glaube ich gar nicht. Sie finden, sie sind der letzte Dreck, und das wollen sie nicht sein. Sie brauchen noch einen letzteren Dreck, das sind die primitivsten menschlichen Regungen. Aber man erreicht wenig, wenn man sie einfach als Neonazis bezeichnet.

Richter: Und doch scheinen diese Tendenzen ja gerade im rechtsextremen Feld angesiedelt zu sein.

Maron: Handelt es sich in diesen Fällen nicht oft eher um jugendliche Randaliererei, die sich einer provozierenden Sache annimmt? Das ist viel, viel mehr als eine bewußte politische Entscheidung. Das macht die Sache nicht besser, aber wenn man überlegt, wo man ansetzen soll, irgendwas zu unternehmen, sollte man diese Aspekte nicht außer Acht lassen.

Richter: Wie könnte angesetzt werden? Wie wäre z.B. in einer ostdeutschen Stadt wie Hoyerswerda anzusetzen, die wegen ihrer drastischen Ausländerfeindlichkeit und den damit verbundenen Ausschreitungen zum Symbol des neuen deutschen Rassismus avancierte?

Maron: Man kann diese Leute nicht gewaltsam mit einer neuen Kultur konfrontieren, indem man schlicht sagt "Wir sind jetzt multikulturell, und damit habt ihr euch abzufinden." Man muß es für sie verträglich gestalten. Man kann in eine verwahrloste Stadt wie Hoyerswerda nicht einfach Menschen importieren, während die Einheimischen arbeitslos sind, überhaupt nicht wissen, was da geschieht, nur merken, daß ihnen die Felle wegschwimmen. Hoyerswerda ist eine Stadt, wo sich die Leute früher auch totgeschlagen haben, gegenseitig. Und wenn man so eine Stadt nicht kennt, eine künstliche Stadt, lauter aus dem Boden gestampfte Neubaugettos, wo damals aus dem Gefängnis Entlassene zur Bewährung freigesetzt wurden, eine Stadt, in der es vielleicht zwei Kneipen gibt für tausende von Menschen, eine Stadt ohne jegliches kulturelles Leben, eine Stadt, die schon immer über dem Kriminalitätsdurchschnitt der DDR lag, dann kann man da nicht einfach ohne Vorbereitung die anderen hineinbringen. Diesen Zündstoff kann man nicht so vor sich her schwelen lassen, das ist klar.

Richter: Das Problem ist also ein Symptom verfehlter Politik?

Maron: Auch. Man kann zwar dem Einzelnen nicht die Verantwortung absprechen, aber man kann auch nicht sagen, daß der Osten die gleichen Ausländerquoten aufnehmen muß wie der Westen; die Verstörung der Leute im Osten muß einfach einkalkuliert werden. Dies alles zeugt aber davon, daß die 40 Jahre viel mehr angerichtet haben, als man erwartet hatte, als auch ich gedacht hatte.

Richter: Sie sind nicht der erste deutsche Schriftsteller, der hier an der Princeton University deutsche Literaturkurse unterrichtet. Zu Ihren Vorgängern zählen Schriftsteller von

Thomas Mann über Hermann Broch, Ernst Kahler bis hin zu Peter Schneider. Alle haben ihre eigenen, spezifischen Erfahrungen gemacht. Sie selbst unterrichten hier zur Zeit zwei Kurse, einen über Literatur und Politik, in dem soziale und politische Aspekte in ihrer literarischen Verarbeitung seit dem Mauerfall thematisiert werden, den anderen über zeitgenössische deutsche Literatur. Welche Erfahrungen haben Sie mit amerikanischen undergraduate Studenten gemacht, die bislang nur wenig Erfahrung im Umgang mit deutscher Kultur gesammelt haben?

Maron: Ach, ich habe mit den Studenten eigentlich ganz erfreuliche Erfahrungen gemacht. Was mir am meisten gefällt, ist ihre Art, sich auseinanderzusetzen. Ohne von ihrem Standpunkt zurückzuweichen verfallen sie nicht in diese streitsüchtige Feindseligkeit, die man oft in Deutschland sieht. Wir haben über die verschiedensten Dinge diskutiert, wobei ich auch ihre eigenen Erfahrungen ein wenig abgefragt habe. Auch als z.B. der Skandal um Richter Thomas diskutiert wurde, geschah das auf einer sehr argumentativen Ebene, nie auf einer kreischenden, haßerfüllten, die ich aus Deutschland kenne. Das fand ich sehr schön. Ansonsten fand ich sie sehr interessiert und äußerst verständig. Manchmal weiß ich natürlich nicht genau, was sie alles verstanden haben, ich bin kein guter Lehrer.

Richter: In Ihrem Briefwechsel mit Joseph von Westphalen spielen Sie auf die Rolle der Schriftsteller in der (nun ehemaligen) DDR an, welche "im ohnehin schlecht besetzten Chor der öffentlichen Meinung den Part der Journalisten mitsingen" mußten. Die deutsche Situation hat sich nun geändert. Möglicherweise sind die Schriftsteller nicht ganz von ihren journalistischen Seitenblicken befreit, aber sehen Sie Ihre eigene Rolle nun nicht vor veränderten Vorzeichen?

Maron: [Zögert] Nein. Meine Entscheidung war sowieso vorher schon gefallen, ich bin 1988 gegangen. Wenn sich Vorzeichen verändert haben, dann damals. Man kann ja, wenn man schreibt, sowieso nicht sagen, die Biographie gelte erst ab 1988 oder '89. Man ist darauf angewiesen, was man in seinem Leben erfahren hat, was man vorher gedacht hat. Insofern stand mir nie anderes Material zur Verfügung. Mein Wechsel aus der DDR hat gezeigt, daß ich anderes suchte.

Richter: Die Schriftsteller der ehemaligen DDR werden jetzt mit dem Problem konfrontiert, unter veränderten Bedingungen schreiben zu müssen, d.h. zum Beispiel in einem anderen politischen System, vor einem anderen kulturellen Erwartungshorizont des Lesers, einem neuen gesellschaftlichen Umfeld etc. In einer Romanpassage drücken Sie einen ähnlichen Gedanken folgendermaßen aus: "Wie sollte sie so schnell auch ein anderes Denken lernen, dachte sie, Denkwege sind wie Straßen, gepflastert oder betonierte, unversehens ging man sie wie gewohnt, suchte bestenfalls eine bisher nicht wahrgenommene Abzweigung oder schlug sich einen kleinen Pfad nach links oder rechts ins Unbekannte." Nun haben aber gerade die Autoren der ehemaligen DDR nicht nur ein paar neue Straßen, sondern einen ganz neuen Stadtplan vor sich. Wie orientiert man sich? Was macht man in der Abwesenheit von Feinden?

Maron: [Lacht] Da müssen Sie die anderen fragen! Die Stelle bezieht sich auch nicht auf den Wechsel in anderes Land, sondern aufs Andersdenken allgemein. Also für mich ist dies kein Problem, weil ich einen anderen Ansatz habe. Mir ist egal, in welchem System ich lebe, mir ist überhaupt nicht egal, mit welchen Leuten ich lebe. Ich weiß nicht, ob es mir egal ist, in welchem System ich lebe. [Lacht] Eigentlich nicht. Also mein Denken richtet sich jedenfalls nicht nach dem System, in dem ich lebe, oder zumindest versuche ich, daß es sich nicht

danach richtet. Zum Beispiel hätte ich gerne so weiter geschrieben wie in der *Überläuferin*, weil mir das viel mehr Spaß macht. Aber als ich dann anfing, eine neue Geschichte zu schreiben, sah ich, daß es nicht ging.

Diese Geschichte an sich wollte schlicht erzählt werden. In der *Überläuferin* gibt es keine Geschichte, die erzählt wird. In der *Stillen Zeile* erzähle ich eine richtige Geschichte, und es erwies sich als unmöglich, ein anarchistisches Buch zu schreiben. Das sind ganz andere Zwänge, die hängen aber von dem Stoff ab, von dem ich merke, daß er in mir schmort, und nicht von dem Land, in dem ich lebe.

Richter: In Ihrem Roman *Die Überläuferin* (die Titelmarkierung der weiblichen Protagonistin fällt leider im Titel der gelungenen Übersetzung von David Marinelli *The Defector* unter den Tisch) beschreiben Sie eine junge Frau, die eines Morgens bemerkt, daß ihr Körper nicht mehr funktioniert wie gewöhnlich, was aber die Protagonistin nicht völlig dekonstruiert: "Und fast schien es, als könnte sie mit diesem glücklichen Umstand rechnen, denn sie fühlte sich kräftig und gesund, wenn sie von den Beinen absah, die sie gar nicht fühlte, als hätte ihr Körper endlich verstanden, was sie lange schon von ihm gefordert hatte." Deutlich wird nicht nur der Bezug auf Kafkas *Verwandlung* sondern auch eine Problematisierung des Körpers. Welche Rolle spielt für Sie einerseits Kafka, andererseits der Körper in bezug auf Schrift?

Maron: Die Frage nach Kafka ist so einfach wie sie kompliziert ist. [Lacht] Natürlich finde ich Kafka wunderbar, was sollte ich sonst sagen. Er hat mich bestimmt auch beeinflusst. Wenn ich mir so etwas ausdenke, dann sicher auch weil ich Kafka gelesen habe, das weiß ich aber in dem Moment nicht, es wird allgemeines Bewußtsein in mir. Aber man kann eben nicht schreiben und so tun, als hätte es Kafka nicht gegeben. Man kann ja auch nicht mehr so denken, als hätte es Kafka nicht gegeben. Der Arbeitstitel des Buches war *Die Lähmung*, was Ausdruck der psychischen Lähmung sein sollte, weniger Kafka als ein Nachspüren allgemeiner Befindlichkeit. Mindestens so wichtig wie Kafka ist für mich Beckett. Ich würde nie Kafka nachahmen wollen, das wäre vermessen und blöd, das hat's ja gegeben, und man wäre nur ein Abklatsch. Aber das Wissen um ihn ist einfach da, wie die Erde rund ist. Da kann man ja auch nicht so tun, als wüßte man's nicht.

Zum Körper: ja, das muß offenbar ein Problem für mich sein. Das kommt oft vor. Das fällt mir dann und wann auf und ich sage mir dann, na, ich bin ja schon wieder dabei. [Lacht] Auch weniger weil ich's mir vornehme, sondern weil es in der Wahrnehmung der eigenen Person ein Problem ist. Ich nehme meinen Körper wahr als jemand anders, mit dem ich irgendwie gut auskommen muß, sonst gibt's Schwierigkeiten. Er kommt mir also nicht so vor wie ich, wie mir mein Kopf vorkommt wie ich. Diese Schizophrenie empfinde ich jedenfalls.

Richter: Einige Kritiker sehen Sie in einer Tradition stehen, die sich des Themas der Selbst-Behauptung gegen die Zwänge des Kollektivs angenommen hat (etwa Ihr Erstlingstroman *Flugasche* von 1981), also auch in die Nähe von Christa Wolfs *Kindheitsmuster* und sonstigen Verarbeitungen des Aufstands gegen alltägliche Unterdrückung. Fühlen Sie sich dort wohl?

Maron: Nein. Es gibt ja sowieso eine Schwierigkeit mit der Rezeption. Die Kritiker holen aus einem Buch heraus, worüber sie selber gerade nachdenken. Und ich bin noch nie so mißverstanden worden wie gerade mit dem letzten Text, obwohl ich den gar nicht schwer finde. Ich finde, es wird, bis

auf wenige Ausnahmen, konsequent falsch verstanden. Ich meine weniger die Leser, denn die sind offenbar weniger voreingenommen in ihrer Erwartung. Egal ob die Kritiker mich loben oder mich tadeln, sie gehen von etwas aus, was ich so nicht geschrieben habe. Das Buch wird schlicht gelesen als ein Buch über Vergangenheitsbewältigung, es wird in seiner Ambivalenz nicht wahrgenommen. Ähnlich war es mit *Flugasche*, die abwechselnd als Umweltbuch und als Frauenbuch ausgelegt wurde. *Flugasche* war mein erstes Buch, ziemlich naiv geschrieben. Man kann auf die Kritiken nicht zuviel geben, da in dem Moment, wo ein Buch auf den Markt kommt, es von bestimmten öffentlichen Interessen vereinnahmt wird. Ich hatte das neue Buch schon vor den revolutionären Geschehnissen begonnen, auch weil ich über die Bindung durch Haß, die ich gegenüber der DDR fühlte, reflektieren wollte. Es war letztlich meine Geschichte, die ich erzählen wollte, und die war unabhängig von der DDR, obwohl ich die Geschichte dort erlebt habe. Aber ich weiß, daß Leute, die sich hassen, sich nicht scheiden lassen, sie wollen's dem anderen heimzahlen, und darum dürfen sie ihn nicht loslassen. Dieses Konstrukt gibt's ja auf ganz vielen Ebenen, es ist eine mögliche Eigenschaft.

Richter: Kürzlich ist im *Spiegel* Ihr Wunsch erschienen, die alten Parteifunktionäre der ehemaligen DDR mögen, wenn sie auch nicht unbedingt hart bestraft werden sollten, endlich einmal schweigen. Ist es aber nicht gerade im heutigen deutschen Klima von großer Wichtigkeit, sich mit Fragen der jüngsten Vergangenheit auseinanderzusetzen und sei es zu dem Preis, ungeliebte Stimmen zu vernehmen, die wie Geister aus einem dunklen, ungeliebten Zeitraum anmuten?

Maron: Daß ausgerechnet die Memoiren von Kant, von Schabowski, von all diesen DDR-Größen, zum Markthit werden, daß in den Talkshows Krenz herumsitzt und von den Moderatoren hofiert wird, stört mich. Der aktuelle Anlaß war, daß in diesem Herbst Hermann Kants Memoiren und auch mein Buch erschienen. Ich wurde von mehreren Zeitungen angerufen, ob ich das Buch rezensieren könnte, die westdeutsche Fernsehsendung *Aspekte* bat mich, zusammen mit ihm aufzutreten, was ich alles ablehnte. Nach einer Weile war ich so wütend darüber, daß die Lüge, also das einzige, was man von denen erwarten kann, einen so hohen Marktwert hat. Ich bin nicht dafür, daß man diesen Leuten das Maul verbietet. Ich bin nur dagegen, daß es ein hochgepuschtes öffentliches Interesse gibt, das überhaupt nicht der Wahrheitsfindung dient; diese Leute wollen nicht die Wahrheit sagen, selbst wenn sie es wollten, könnten sie das nicht, sondern sie gehen mit Top-Honoraren aus diesen Sendungen heraus, während die Leute, die sie vorher massakriert haben, arbeitslos sind und von Sozialhilfe leben. Das finde ich unanständig. Man schafft sich seine vermarktbareren Gruselhelden. Ich sage nicht, daß diese Leute nicht mehr veröffentlichen sollen, aber warum Hermann Kant der Renner dieses Herbstes sein soll, das verstehe ich nicht.

Richter: Ein neues, im weitesten Sinne verstandenes Interesse am Stalinismus und Post-Stalinismus macht sich in letzter Zeit bemerkbar. Man spricht zynisch etwa vom "Gesamtkunstwerk Stalin" und dessen traumatischen Folgen. Wie haben Sie den Stalinismus erlebt? Hat die Auseinandersetzung mit ihm in Ihrer Arbeit Niederschlag gefunden?

Maron: Oh Gott, das ist schwer. Als Stalin starb, war ich zwölf. Meine Mutter kniete vor dem Küchenschrank, aus dem sie gerade eine Büchse Kaffee herausgeholt hatte, und weinte. Ich bin ja in einem Elternhaus aufgewachsen, das sehr gläubig war, mein Vater war Innenminister. Ich wußte auch, daß Stalins Tod etwas ganz schreckliches war und

fragte, ob man Rollschuhlaufen darf an so einem Tag. Und daß Stalin der Allergrößte war, der Gütigste und der Beste, das hatte ich in der Schule gelernt. Das war meine Erfahrung als Kind, aber dafür kann man nichts. 1956 erschienen die politischen Enthüllungen über die Stalin-Ära, bis die sich herumgesprochen hatten, war es 1960. Es dauerte, bis ich die tatsächliche gesellschaftliche Bedeutung des Stalinismus begriffen hatte. Der Mensch lebt auf zwei Ebenen, auf der einen lernt er abstrakte Dinge, auf der anderen macht er konkrete Erfahrungen, er reagiert auf die Wirklichkeit. In der Schule entwickelte man, aus jugendlichem Widerspruchsgeist, und weil man manches nicht einsehen konnte, eine Opposition, die aber nicht das System abgeurteilt hat, sondern immer nur seine Erscheinungsformen. Es lag dann eben immer an einzelnen Leuten, nicht am System. Daß es am System lag, habe ich eigentlich erst später gelernt, um 1968. Aber das waren Erkenntnisprozesse, die nicht immer miteinander wirklich verflochten waren. Heute sagt man immer, ja, hätte man denn damals die Parallelen zum Faschismus nicht sehen müssen? Es lag aber ein Tabu darüber, das zu vergleichen, und zwar nicht nur im Osten; das Tabu gibt es bis heute. Bestimmte Dinge lassen sich auch nicht vergleichen, das heißt, sie lassen sich zwar vergleichen, aber nicht gleichstellen. Der Kommunismus hat nie behauptet, daß er jemanden ausrotten wolle, er hat nie gesagt, daß er Krieg führen wolle; er hat eigentlich immer das Gegenteil von dem gesagt, was er getan hat, das verbal Artikulierte war immer das, womit man einverstanden sein konnte. Die Nazis hingegen haben immer gesagt, was sie wollten, daß sie die Juden ausrotten und die anderen Völker zu Sklaven machen wollten. Da besteht also ein Unterschied. Aber in der Hinsicht wie ein totalitäres Regime auf den Einzelnen wirkt, war es sehr ähnlich. Ehe man sich über ein solches Tabu hinweggesetzt hatte und den Mut hatte zu sagen, daß dies beides Diktaturen waren, das dauerte lange, auch deshalb, weil der anti-faschistische Mythos der DDR noch lange gewirkt hat, und wer sich dagegen widersetzte, brachte sich immer in die Rolle, anti-anti-faschistisch zu sein. Es war also schwer, seinen Weg zu finden und vor allen Dingen ihn zu behaupten.

Richter: Ihre Texte sind in der ehemaligen DDR weitgehend unterdrückt worden; man hat Sie von der Veröffentlichung abgehalten. Welche Erfahrungen haben Sie persönlich mit Zensur und Repression gemacht—also sowohl mit behördlicher Zensur, sozialer Zensur und womöglich auch Selbstzensur?

Maron: Mit Selbstzensur weniger. Mit Zensur: grundsätzlich wurde nichts von mir gedruckt. Nachdem ich das erste Buch, *Flugasche*, zum Fischer Verlag gegeben hatte, war es mir auch egal. Ich hatte wirklich Angst vor dem Bruch, weil er ein radikaler Bruch mit Familie und Gesellschaft war. Nichts war mehr so wie es war. Aber es war nicht zu verhindern. Und ich hatte immer gedacht, das würde ganz furchtbar werden, doch das Gegenteil passierte. Nachdem ich es einmal geschafft hatte, fühlte ich mich pudelwohl; mir hat der Rest auch soviel nicht ausgemacht. Es war bei mir anders als bei vielen anderen. Mir war egal, ob die Regierung gut fand was ich schrieb, oder nicht. Da es mir egal war, das Buch im Westen von Anfang an ziemlich erfolgreich war und es im Osten auch hinreichend gelesen wurde (auf ein Exemplar kamen ungefähr hundert Leser), war mein Problem mit dem Osten weniger, daß ich nicht gedruckt wurde und nicht arbeiten konnte, also daß ich gar nichts haben konnte, daß mich niemand beschäftigt hätte. Ich wollte auch gar nicht beschäftigt werden. Und da ich dabei überleben konnte, ging's mir eigentlich gut. Ich

hatte keinen Chef, immer Geld für Zigarretten und Wein, manchmal nicht, dann mußte ich etwas borgen, konnte aufstehen, wann ich wollte, hatte also ein Leben, das ich nicht unangenehm fand. Viel schlimmer war das Gefühl, daß ich pausenlos mein eigenes Plagiat lebte, daß jedes Gespräch schon geführt worden war und jeder Tag schon gelebt, und daß ich plötzlich mit 40 das Gefühl hatte, jetzt habe ich noch zwanzig Jahre abzubrummen bis zur Rente. Und nach der Rente wäre auch nichts anderes gewesen. Man kam sich uralt vor. Das fand ich viel schlimmer, und das betraf ja alle, das war ja ein allgemeines Lebensgefühl, die permanente Abwesenheit von Lebensgenuß, wie ein langsames Einschlafen.

Richter: Haben Sie aus dieser Abwesenheit schon vor Ihrer Übersiedlung Konsequenzen gezogen?

Maron: Dieses Gefühl wächst sehr langsam. Ich durfte dann auch reisen, im Gegensatz zu den anderen. Ich durfte, aber weder mein Mann noch mein Sohn durften. Erfahrungen waren plötzlich nicht mehr mitteilbar. Ich konnte zwei Monate durch Amerika reisen und kam zurück, versuchte zu erzählen, warum es mir hier gefallen hatte und da nicht, oder ich war in Florenz, überall aber alleine. Immer alleine, und das war schrecklich. Ich rief zu Hause an, mein Mann fragte, wie es denn sei, und ich brach in Tränen aus und sagte schrecklich. Wie wollte man einem Menschen, der nur einen Wunsch hatte, nämlich auch mal nach Florenz zu fahren, mitteilen, daß man selber kreuzunglücklich war und das man's schrecklich fand? Nicht, weil Florenz schrecklich war sondern weil man da alleine war, oder weil man die Sprache nicht konnte und weil die Motorräder so laut waren. Das Leben war irgendwie verquert, nichts war mehr richtig. Dann machte mein Kind das Abitur, und ich dachte

Richter: Basta.

Maron: Basta. Wenn sich hier nichts ändern läßt, dann müssen wir's eben für uns ändern.

Richter: Wie ist Ihr Werk rezipiert worden? Was für Unterschiede haben Sie in der westdeutschen gegenüber der ostdeutschen Rezeption bemerkt?

Maron: Im Osten gibt's keine Rezeption, in dem Sinne. Im Westen wurden meine Texte oft für diverse öffentliche Diskussionen eingepannt.

Richter: Wie würden Sie die Beziehung zwischen Ihren Romanen und Erzählungen einerseits und Ihrem dramatischen Text andererseits charakterisieren?

Maron: Mein Theaterstück war ein Text, der plötzlich eine andere Sprachhöhe von sich aus ergab. Es hat sich ergeben. In der *Überläuferin*, zum Beispiel, mische ich die Formen. Mein Theaterstück ist auch gemischt, in dem ich die ganzen Regieanweisungen richtig durchgeschrieben und nicht nur angedeutet habe. Ich habe keinen besonderen Ehrgeiz, fürs Theater zu schreiben. Falls mir mal wieder ein Stoff über den Weg läuft, der sich anders nicht packen läßt, dann gerne.

Richter: Mit welchem Literaturkanon sind Sie persönlich aufgewachsen, und welche Einflüsse haben sich daraus ergeben?

Maron: Tja. Zum einen waren das Märchen. Grimm, aber auch russische, bis ich hoch erwachsen war. [Gelächter] Dann habe ich, weil meine Eltern diese Bücher besaßen, unheimlich viele russische Bücher gelesen, alles so Neulanderoberungs- und Durchhaltegeschichten. Ich will nicht sagen, daß die mich literarisch, aber doch sehr beeinflusst haben, sehr. Nun standen da lauter ehrbare Sachen drin: Also, der Mensch [zögert] verrät seine Freunde nicht, hält zu ihnen, schafft über seine Kraft hinaus was er sich vornimmt, und all sowas. Ich selber habe dann viele Franzosen gelesen, sonst gab's ja nicht

so viel. Und in der Schule, außer Klassikern, gab's eben sozialistische Literatur. Ganz wichtig, und sehr früh wichtig, in den 50ern, 60ern, war dann Brechts Berliner Ensemble, zu dem ich direkten Zugang hatte. Da war ich dann dreimal in der Woche. Dann fand ich einfach Leute, die mehr gelesen hatten als ich, und die ich dann um Lektüreempfehlungen bat; die verordneten mir dann ganz einfach Musil und Kafka und dergleichen.

Richter: Sie sagen verordneten und nicht verdonnerten.

Maron: Ja, ich wollte wissen, was ich versäumt hatte. Ich kam ja aus einem kulturell ziemlich unterentwickelten Elternhaus und Bekanntenkreis. Und als ich dann Männer kennenlernte, die älter waren als ich, da kam ich mit dieser Literatur in Kontakt.

Richter: In einem Ihrer Romane heißt es: "Straßen ergeht es mit ihren Namen ähnlich wie den Frauen, sie sind geborene, verheiratete, geschiedene, wieder geborene, je nachdem, welchen Männern oder Regierungen sie gerade angehören." Diese Beobachtung, die die momentane deutsche Umbenennungshysterie treffend vorwegnimmt, bringt die Frauenfrage mit politischer Reaktion in figurale Verbindung. Welche Rolle spielt für Sie ein weiblicher Diskurs im momentanen Klima politischer Neubestimmungen?

Maron: Ich weiß nicht, ob es ein speziell weibliches Denken gibt. Frauen haben sicher eine andere Geschichte, Frauen nehmen sicher anders wahr, dazu muß man sich bekennen, was ich für relativ einfach halte, jedenfalls nicht für schwerer, als wenn ein Mann sich zu seinen Besonderheiten bekennt. Für mich ist die Frauenbewegung immer noch ganz, ganz wichtig für Frauen, die ihre Rechte und Ansprüche offenbar schlechter durchsetzen können. Ich glaube aber, daß die Generation, die über akademische Bildung verfügt, die nun genug Möglichkeiten hatte, über die eigene Lage zu reflektieren, eigentlich ziemlich unemanzipiert ist, daß manches, was da nach wie vor ungleichgewichtig ist, also Frauen in führenden Positionen zum Beispiel, auch an den Frauen selbst liegt. Wenn ich manche westdeutschen Frauen beobachte, die mit ihrer Rolle als Chauffeure der Kinder auch ganz einverstanden sind, dann müssen sie dafür die Verantwortung übernehmen. Daß heute noch jede Kommune eher durchsetzen kann, die Fußgängerzone zu vergolden als einen Kindergarten einzurichten, liegt auch an den fünfzig Prozent Frauen, die in diesen Kommunen wählen. Wenn sie sich für ihre Rechte selbst so wenig lautstark einsetzen, wie jetzt beim Paragraphen 218, dem Abtreibungsparagraphen, dann sind die Frauen selber schuld.

Richter: Einige Leute würden Ihnen jetzt entgegenhalten, daß es sehr schwer ist, aus einer Marginalität auszubrechen, die von einer jahrtausende alten männlich dominierten Tradition bestimmt worden ist.

Maron: Aber ich rede ja von den Frauen, die tatsächlich längst wissen, was sie wollen, was ihre Ansprüche sind. Und von denen glaube ich auch, daß sie längst imstande sind, sich durchsetzen zu können. Ich kann ein bestimmtes weibliches Klagelied nicht mehr hören, weil es auch das Beschwören der eigenen Schwäche ist, die ich eigentlich gar nicht mehr sehe. Ich rede jetzt nicht von Arbeiterinnen oder Verkäuferinnen, sondern ich rede von den Frauen, die sich durchsetzen können und ihre Lage kennen. Nach Brecht: Wer seine Lage erkannt hat, wie soll der aufzuhalten sein? Daß es dabei Schwierigkeiten gibt, daß ich dabei nicht Jahrhunderte in zehn Jahren überwinde, das ist klar. Es macht mittlerweile auch Spaß, sich durchzusetzen, es ist nicht mehr nur so ein unter-der-Decke-Hochkommen sondern man ist schon an der Luft.

Richter: Dieses unter-der-Decke-Hervorkommen scheint oft bestraft zu werden.

Maron: Wie denn?

Richter: Nehmen Sie zum Beispiel den Fall von Anita Hill, die sich öffentlich dazu bekannt hat, sexuell belästigt worden zu sein, dadurch aber erniedrigt worden ist.

Maron: Ich habe gehört, die macht nun Karriere.

Richter: Man glaubte ihr nicht, bezichtigte sie der Lüge, tat ihre Vorwürfe als hysterische Ausschreitungen ab, diffamierte sie.

Maron: Nun Gott, wenn mir jemand einen pornographischen Witz erzählt, dann sage ich, er soll die Klappe halten und fühle mich nicht belästigt.

Richter: Auch wenn er Ihr Vorgesetzter ist und Sie damit Ihre Laufbahn aufs Spiel setzen?

Maron: Ja, dann sage ich, er soll jetzt leise sein. Es gibt auch eine Möglichkeit, sich das vom Halse zu halten. Ich glaube auch, daß diese Überreaktion der Gesellschaft hier auch ein bißchen am amerikanischen Puritanismus liegt. Gestern erzählte mir ein Student, daß, wenn eine amerikanische Studentin herein kommt und der *Playboy* noch auf dem Tisch liegt, diese sich dann gekränkt und beleidigt fühlt. Man kann auch mit einem Scherz antworten: Haste das nötig, oder sowas. Ich glaube, das ist ein Gefühl der Unterlegenheit, was sich dann so äußert. Aber ich würde mich nicht belästigt fühlen, ich fänd' den blöd, das ist was anderes. Ich fühle mich durch ganz andere Sachen belästigt. Wenn man zum Beispiel einen Chef hat, der politisch anderer Meinung ist. Man weiß, wenn man widerspricht, gefährdet man die eigene Karriere. Ist das dann politische Belästigung? Solche Sachen stören mich nicht weniger und nicht mehr. Das hieße, wenn ich

mich durch sowas belästigt fühle, daß ich den Männern eine Bedeutung und eine Überlegenheit einräumen würde, die ich ihnen gar nicht zugestehe.

Richter: Große historische Ereignisse tendieren seit jeher dazu, auf das jeweilige Literaturverständnis der die Vorgänge umgebenden Kultur zu wirken. Dies war während der Nachbeben der Französischen Revolution nicht anders als denen des Holocaust; nach letzterem erklärte etwa Adorno die Poesie zu einer Nicht-mehr-Möglichkeit. Auch die soziale Revolution der sechziger Jahre brachte in den westlichen Gesellschaften ein bestimmtes Bild der "engagierten" Literatur mit sich hervor. Zeichnet sich Ihres Ermessens in Folge des Mauerfalls ein neues Literaturbild in Ost und West ab?

Maron: Für den Westen glaube ich das eigentlich nicht. Es gibt, glaube ich, da keinen einzigen Schriftsteller, der durch den Mauerfall so tief erschüttert wurde, daß er jetzt plötzlich ganz anders schreibt. Im Osten nehme ich an, daß erst einmal eine große Differenzierung einsetzen wird, da die Leute ja gebunden waren durch diesen einen Gegenstand, das Politische, im Guten wie im Bösen, alle fixiert waren auf diese Sache, die sie auch noch eine Weile beschäftigen wird. Die Autoren werden ihrer eigenen Passion folgen können, also nicht mehr der allgemeinen Lage, von der sie magnetisch angezogen wurden; sie werden vielleicht herausfinden, was sie ganz besonders reizt. Das erwarte ich da. Im Westen, denke ich, ist das längst passiert. Und, möglicherweise, wenn das Leben im Westen ökonomisch erschüttert wird, was ja zu erwarten ist, wenn sich die Bedingungen grundsätzlich ändern, wenn das Leben wieder existentiellere Fragen stellt, dann wird sich da vielleicht auch etwas ändern, aber das ist im Moment wohl nicht absehbar.

“Wir sind (k)ein Volk.” Interview mit Christoph Hein.

Christoph Hein wurde 1944 in dem schlesischen Ort Heinzendorf geboren. Vor dem Bau der Mauer besuchte er ein Gymnasium in West-Berlin, da ihm dies als Pfarrerssohn in der DDR verwehrt wurde. Nach dem Abitur arbeitet Hein in der DDR als Montagearbeiter, Buchhändler, Kellner, Journalist, Schauspieler in Nebenrollen und Regieassistent. Von 1967 bis 1971 studierte er Philosophie und Logik in Leipzig und Ost-Berlin. Anschließend war er als Dramaturg an der Volksbühne in Berlin tätig. Hier wurde 1974 seine Komödie *Schlötel* aufgeführt. Seit 1979 ist Hein freiberuflicher Schriftsteller. Seine bekanntesten Werke: *Cromwell* (1981), *Der fremde Freund* (1982), in der Bundesrepublik unter dem Titel *Drachenblut* veröffentlicht, *Die wahre Geschichte des Ab Q* (1984), *Horns Ende* (1985). 1987 wurde sein Kammerspiel *Passage* gleichzeitig in Essen, Zürich und Dresden uraufgeführt. 1989 wurde das Stück *Die Ritter der Tafelrunde* in Dresden uraufgeführt, zur gleichen Zeit erschien *Der Tangospieler*. 1990 erschien eine Sammlung von Essays *Die fünfte Grundrechenart*, in denen Hein zur Zensur und anderen Problemen Stellung nimmt. Die Veröffentlichung schließt auch Reden aus der Zeit der Wende, z.B. die Rede am 4. November am Alexanderplatz, ein.

Hein wurde mit mehreren Literaturpreisen in der DDR und der Bundesrepublik ausgezeichnet.

Das Interview wurde im Mai 1991 im Goethe-Institut Chicago von Peter Teupe und Ulrike Weber, Northwestern University, geführt.

Weber: Seit fünfzehn Monaten sind die beiden deutschen Staaten vereint, woraus sich viele Probleme für dieses vereinte Deutschland ergeben haben. Bevor wir die Probleme der Gegenwart diskutieren, würden wir gern wissen, wie Sie den 9. November 1989 erlebt haben.

Hein: Ich hatte an dem Tag ein Arbeitsgespräch. Wir besprachen zwei neue Bücher von mir, die jetzt 'rauskommen, und ich habe von der Öffnung der Mauer gehört, als ich abends zu Hause war. Dann habe ich weitergearbeitet.

Teupe: Sind Sie dann gleich zur Mauer gegangen?

Hein: Nein, da wir sehr lange gearbeitet hatten, war ich sehr müde. Ich habe mir nur die Fernsehbilder angesehen.

Weber: Und das, was Sie da gesehen haben, hat Sie nicht 'rausgetrieben?

Hein: Nein, die Fernsehbilder waren eher so, daß man zu Hause blieb. Es war ein großes Fest, es gab überschäumende Freude, aber natürlich auch überschäumenden Alkohol.

Teupe: Sind Sie am nächsten Tag an die Mauer gegangen?

Hein: Nein, ich bin tagelang nicht gefahren, weil ich viel Arbeit hatte, zum Beispiel in der Untersuchungskommission zu den Übergriffen der Staatsorgane.

Weber: Hatten Sie überhaupt nicht das Gefühl, daß Sie sich auch die offene Mauer ansehen müßten?